

1. Was ist „Gender“?

Gender hat sich als Fachbegriff für „Geschlecht“ auch im deutschsprachigen Raum etabliert. Für die Übernahme des englischen Wortes spricht, dass im Deutschen mit dem Begriff Geschlecht von den meisten Menschen vor allem das biologische Geschlecht assoziiert wird, also das, was im Englischen als „sex“ bezeichnet wird. Mit dem deutschen Wort „Geschlecht“ ist also bislang das Risiko verbunden, die Bedeutung von Geschlecht als ein historisch veränderbares, soziales und kulturelles Verhältnis aus dem Blick zu verlieren. Gegenwärtige Forschung geht davon aus, dass „Geschlecht“ immer soziale, kulturelle, politische und biologische Komponenten beinhaltet, die sich historisch verändern können (Becker-Schmidt/Knapp 2000). Deshalb wird bislang eher von „Gender“ gesprochen. Der Begriff „Geschlecht“ kann jedoch auch verwendet werden, wenn deutlich gemacht wird, um welche Bedeutung es sich handelt bzw. welche Dimension von „Geschlecht“ gemeint ist.

Gender war lange Zeit vor allem eine Kategorie, die innerhalb der akademischen Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert wurde. Es gibt weltweit viele Universitäten, die in Studiengängen der „Gender Studies“ die Entwicklungen von Geschlechterverhältnissen wissenschaftlich untersuchen und lehren. Die Humboldt-Universität zu Berlin war die erste Universität in Deutschland, die 1997 einen transdisziplinären Magisterhauptfachstudiengang Geschlechterstudien/Gender Studies einrichtete. Inzwischen sind viele weitere Studiengänge der „Gender Studies“ entstanden. Im Zuge der Implementierung der Strategie Gender Mainstreaming hat sich der Begriff Gender aus akademischen Kontexten gelöst und taucht heute vielerorts in politischen und alltagsweltlichen Diskussionen auf.

Praktisch-politische Ausprägungen und Wirkungen von Gender zeigen sich in **vier Dimensionen**, auf welche die Europäische Kommission mit Verweis auf die OECD Bezug nimmt:

- die **Repräsentation** in Politik und Gesellschaft (z.B. Beteiligung an Entscheidungen, öffentliche und private Arbeitsteilung zwischen den

Geschlechtern)

- die **Lebensbedingungen** (z.B. Wohlstand, Armut, Betroffenheit von Gewalt und Ausgrenzung)
- die **Ressourcen** (z.B. Verteilung von Zeit, Geld, Mobilität oder Information) und
- die **Normen und Werte** (z.B. Stereotype, Rollenzuweisungen, Bilder, Sprache).

Politische Maßnahmen wirken unmittelbar oder mittelbar auf Frauen und Männer in ihren vielfältigen Lebenslagen. Politik muss folglich bei der Planung und Durchsetzung von Maßnahmen und Gesetzen die Vielfalt von Lebensweisen berücksichtigen, sonst geht sie an ihren „Zielgruppen“ vorbei. Sie kann hier mit unterschiedlichen Mitteln ansetzen: Bestehende Diskriminierungen müssen z.T. durch kompensatorische Maßnahmen korrigiert werden (wie z.B. durch Frauenförderung). Des weiteren muss es Anreize für diejenigen geben, die sich aus einschränkenden Rollenmodellen lösen wollen (z.B. durch Elternzeit-Modelle). Gleichzeitig müssen Ursachen und Wirkungen der gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse analysiert werden, um sie verändern zu können (z.B. mit einer Gender-Analyse). Der Umgang mit Gender muss also genauso vielfältig sein wie Gender selbst.

2. Sex“ und „Gender“

In der Frauen- und Geschlechterforschung der 1980er Jahre wurde zwischen „sex“ und „Gender“ deutlich unterschieden. Bahnbrechend war damals die Erkenntnis, dass Unterscheidungen zwischen Frauen und Männern nicht nur aufgrund körperlicher Unterschiede, sondern vor allem in Bezug auf soziale Ausprägungen zu erklären sind. Inzwischen ist jedoch geklärt, dass sich **„sex“ und „Gender“ nicht so eindeutig voneinander trennen** lassen. Zum einen führt die Trennung dazu, dass durch den Fokus nur auf das soziale Geschlecht biologische Weiblichkeit und Männlichkeit als „natürliche“ Grundlage unhinterfragt bleibt. Zum anderen verkennt eine Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, dass unsere Auffassung von dem, was biologisch ist, ganz erheblich davon abhängt, was wir sozial als solches ansehen. So sind in der Geschichte der Medizin sehr unterschiedliche Auffassungen davon

vertreten worden, was „biologisches Geschlecht“ ist, und erst mit dem Aufkommen eines sozialen Zwei-Geschlechter-Modells hat sich auch eine biologische Auffassung verfestigt, es gebe „den Mann“ und „die Frau“. Diese biologische Ordnung übersetzt sich allerdings auch nicht zwingend in eine trennscharfe soziale Ordnung. Folglich liegt es nahe, **biologische, soziale und auch kulturelle Faktoren** zusammen zu denken. Entscheidend ist die Frage, warum Unterscheidungen in Frauen und Männer relevant werden und wie diese gesellschaftlich bewertet werden.

„Gender“ bezeichnet also das Geschlecht als ein Zusammenspiel aus biologischen Faktoren, wie z.B. einem Chromosomensatz, aus körperlichen Faktoren, wie Größe, Erscheinung, Stimmlage, aus sozialen Faktoren, wie z.B. der Namensgebung, die nach deutschem Recht eine eindeutige Zuordnung zu einem Geschlecht erzwingt, der Erziehung oder der Arbeitsteilung mit Blick auf bestimmte Geschlechterrollen oder der Erfahrung, aufgrund bestimmter Kleidung, Körpergröße oder Haarschnitte als Mann oder als Frau angesprochen und zugeordnet zu werden.

Gender steht also als Begriff für **ein gewandeltes Verständnis von Geschlecht** innerhalb unterschiedlicher gesellschaftlicher Kontexte. Geschlecht ist keine „natürliche“ Gegebenheit. Die Tatsache, dass es Frauen und Männer gibt und diese als zwei unterschiedliche Gruppen von Menschen wahrgenommen werden, ist vorrangig das Ergebnis einer Reihe von gesellschaftlichen Zuschreibungen und Erwartungen, die durch Erziehung, Medien, Rollenvorstellungen und Normen vermittelt werden. Das biologische Geschlecht ist also nicht die Grundlage von Gender, sondern immer ein Teil von Gender. Wie Frauen und Männer ihr Geschlecht „verkörpern“ und was als „natürlich“ und „normal“ gilt, ist demnach immer auch **abhängig von gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen**. Dies heißt, auch das als „natürlich“ angenommene Geschlecht hat eine Geschichte, denn auch der naturwissenschaftliche und medizinische Blick auf Körper ist einem historischen Wandel unterworfen.

3. Geschlecht als "sozial konstruierte Kategorie"

Unsere Vorstellung davon, was Frauen und Männer sind und wie sie sein sollen,

wird gesellschaftlich hergestellt. Daher sprechen viele davon, Geschlecht werde „sozial konstruiert“. Die alltägliche, kontinuierliche Herstellung von Geschlecht ist als „**doing gender**“ (West / Zimmermann 1987) eingängig beschrieben worden: Geschlecht wird von uns in der Interaktion mit Anderen alltäglich „gemacht“.

Doing-Gender-Prozesse vollziehen sich in unserer Gesellschaft nicht nur durch Individuen, sondern auch durch gesellschaftlich normierende Praktiken, z.B. durch Rechtsetzung oder durch die Institutionen Familie oder Ehe. „Doing gender“ lebt davon, immer wieder ein duales Ordnungsschema der Zweigeschlechtlichkeit zu etablieren. Spätestens nach, oft auch vor der Geburt werden Menschen in zwei Geschlechterkategorien eingeteilt: entweder Mädchen oder Junge. Daraus werden Geschlechtereigenschaften abgeleitet: hellblau und rosa Im Laufe des Lebens wird der Mensch dann in einem komplexen Prozess von Erziehung, gesellschaftlichen Normen und Werten, Stereotypen, Identifikationen, Bildern, Traditionen zum Mädchen bzw. zur Frau oder zum Jungen bzw. zum Mann „gemacht“.

Auffällig ist, dass Vorstellungen über Frauen und Männer einem **gesellschaftlichen Wandel** unterliegen: was als weiblich oder männlich gilt, ist jeweils historisch beeinflusst. Wichtiger ist jedoch, dass damit immer wieder der eine Unterschied behauptet wird, der erst dadurch wichtig wird. Die Unterscheidung in zwei Geschlechter ist politisch relevant, weil damit **Wertungen** verbunden sind, die den Geschlechtern unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten zuweisen.

Demgegenüber zeigt sich oft, dass nicht die eine Geschlechterdifferenz, sondern andere soziale Unterschiede weit entscheidender sind. Es kann heute davon ausgegangen werden, dass Frauen und Männer keine homogenen Gruppen sind, sondern, dass oft Unterscheidungen innerhalb der Gruppe der Frauen und der Männer relevant werden. So kann z.B. der soziale Status oder die ethnische Zugehörigkeit oder die Hautfarbe für Menschen entscheidend sein, die sich dann zusätzlich auch noch aufgrund ihres Geschlechts unterscheiden. Ganz eindeutige Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern sind demgegenüber kaum mehr durchgehend wirksam. Anders gesagt: es geht nicht um zwei Farben, sondern um das gesamte Farbspektrum.

Auch neuere medizinische Definitionen von Geschlecht sind **multidimensional**.

Geschlecht wird im medizinischen Standardwerk in fünf Dimensionen definiert: chromosomales, genitales, gonadales (Keimdrüsen), psychisches und soziales Geschlecht (Pschyrembel Klinisches Wörterbuch 2004). Es wird darauf verwiesen, dass es ein weites Überlappungsfeld gemeinsamer Verhaltenstendenzen zwischen den Geschlechtern gibt.

Abweichungen von der zweigeschlechtlichen Norm, wie „Transsexualismus“ und „Intersexualität“ werden in der Medizin nach der Internationalen Klassifikation von Krankheiten (ICD 10) allerdings als Störungen der Geschlechtsidentität klassifiziert. Betroffene Menschen erleben jedoch gerade die eindeutige Einteilung in Frau oder Mann als gesellschaftlichen Zwang und als Diskriminierung. Intersexuelle Menschen, früher als Hermaphroditen bezeichnet, besitzen sowohl männliche als auch weibliche körperliche Merkmale. Bei einer von 2000 Geburten lässt sich das Geschlecht des Neugeborenen nicht exakt bestimmen. Seit den 1950er Jahren werden im Säuglings- und Kindesalter geschlechtsherstellende Operationen durchgeführt, bei denen uneindeutige Genitalien chirurgisch so verändert werden, dass sie mit herkömmlichen Vorstellungen von weiblichen oder männlichen Genitalien übereinstimmen. Transsexuelle Menschen besitzen eindeutige physische Merkmale, fühlen sich jedoch nicht dem durch ihren Körper repräsentierten Geschlecht angehörig. „Transidentitäten“ werden wissenschaftlich vor allem in den Queer Studies diskutiert und erforscht. Die „Queer Theory“ macht es sich zur Aufgabe, gesellschaftliche Normalitätsdiskurse um Geschlecht und Sexualität zu analysieren und infrage zu stellen. Die Anfänge der Queer Studies sind eng mit geschlechterpolitischen Bewegungen verbunden, die eine Entpathologisierung von Menschen mit einer Transgender-Identität zum Ziel haben und sich für **vielfältige geschlechtliche Lebensweisen** einsetzen.

4. Geschlecht als „Strukturkategorie“

Geschlechterverhältnisse sind heute ein wesentlich prägender Bestandteil von gesellschaftlicher Ordnung. Daher wird Geschlecht auch als Strukturkategorie beschrieben: Es prägt Strukturen. Betont wird damit, dass Geschlecht kein individuelles Merkmal ist, das einzelne Personen beschreibt, sondern Vorstellungen über Geschlecht in Organisationen und gesellschaftliche

Verhältnisse und Regelsysteme eingeschrieben sind. Daher ist auch vielfach von „Geschlechterordnungen“ oder „Geschlechterverhältnissen“ die Rede.

Traditionell wird das Geschlechterverhältnis mit einer hierarchischen Vorstellung von der Überlegenheit des Mannes (**Patriarchat**) und einer männlichen Norm (Androzentrismus) verknüpft. Das Patriarchat bezeichnet eine soziale Ordnung, in der ein Patriarch entscheidungsbefugt ist; in engem Zusammenhang damit steht der Begriff des „Paternalismus“, in dem ein Vater (pater familias) zwar fürsorglich, aber doch allein für die Familie entscheidet.

Mit **Androzentrismus** wird begrifflich gefasst, dass Denken, Fühlen und Handeln nicht geschlechtsneutral sind, sondern sich in unserer Kultur in erster Linie auf Männer beziehen und Lebenslagen und Erfahrungen von Frauen unberücksichtigt lassen. Anders gesagt: Das männliche Subjekt gilt paradigmatisch als der Mensch, was die englische Sprache mit dem Begriff „mankind“ für Menschheit und das deutsche „man“ verdeutlichen. Damit geht einher, dass Werte und Normen des Denkens und Handelns in Gesellschaft, Politik und Kultur implizit mit geschlechtsspezifischen Werten behaftet sind: Familie gilt als Ort des Weiblichen, Politik als Ort des Männlichen, fühlen gilt als weiblich und denken als männlich, Fürsorge als weiblich und Aggression als männlich usw. Dies sind nicht nur persönliche Meinungen, die Einzelnen meist unrecht tun, sondern diese Stereotype sind handlungsleitende Vorstellungen, die tief in unseren Kulturen verwurzelt sind.

5. Geschlecht als „Analysekategorie“

Gender ist nicht nur ein strukturelles Element von Gesellschaft, sondern Gender ist auch ein analytisches Werkzeug, mit dem gesellschaftliche Verhältnisse untersucht werden können. Daher findet sich nicht selten der Begriff der „Analysekategorie“. Wird Gender als Analysekategorie genutzt, können vermeintlich geschlechtsneutrale Bereiche darauf befragt werden, in welcher Art und Weise Geschlecht konstruiert ist und welche Auswirkungen auf Lebenslagen von Frauen und Männern dies hat. So können verschiedene Dimensionen von Gender – Repräsentation, Lebensbedingungen, Ressourcen, Normen und Werte – sichtbar gemacht werden. Ein so erlangtes Gender-Wissen dient als Grundlage für gleichstellungspolitische Arbeit. In der Praxis sind Anregungen dafür

entwickelt worden, wie die Facharbeit oder ein Politikfeld sinnvoll analysiert werden können; dies sind z.B. die gleichstellungsorientierten Folgenabschätzungen in der Gesetzgebung oder andere Formen der Gender-Analyse.

6. Gender – immer relevant?

Es stellt sich nicht zuletzt bei der Umsetzung von Gender Mainstreaming die Frage, ob Gender überall eine Rolle spielt. Dies ist auch in den Gender Studies aus heutiger Sicht umstritten. Auf die Frage, welche **Relevanz** das Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung heute noch hat, wird zum einen auf Beharrungstendenzen verwiesen, zum anderen behauptet, hier sei alles im Fluss. Entweder wird Geschlecht als die strukturwirksamste gesellschaftliche Kategorie im Sinne eines „sozialen Platzanweisers“ (Brückner 2004) verstanden oder es wird ein „Bedeutungsverlust“ (Knapp 2001) kritisiert.

Erstere Position geht davon aus, dass sich sowohl die Lebensverhältnisse von Frauen und Männern als auch die gesellschaftlichen Diskurse um Geschlecht pluralisieren. Trotz noch existenter, struktureller Ungleichheit (wie z.B. bei der Erwerbsbeteiligung oder der geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung) lässt sich auf der sozialstrukturellen Ebene ein Wandel der Geschlechterverhältnisse beobachten (Gottschall in Degele 2004). Eine andere Position vertritt die These einer „Ungleichzeitigkeit“ in der Entwicklung von sozialen Lebensverhältnissen und Diskursen um Geschlecht: Es fänden zwar diskursive Veränderungen, wie die Flexibilisierung und Dezentrierung der Kategorie Geschlecht statt, aber dessen Bedeutung im Kontext von sozialer Ungleichheit bleibe bestehen.

Wie diese Debatte aus den Gender Studies zeigt, ist bei der Frage nach der Relevanz von Gender zu unterscheiden, ob es um die Beschreibung gesellschaftlicher Zustände geht (wie sie sich z.B. in Daten und Statistiken zum Geschlechterverhältnis abbilden) oder um normative Auffassungen davon, wie es sein sollte (also um die Interpretationen, die aus dem Datenmaterial in Bezug auf Gleichstellung abgeleitet werden).

Angesichts der unumstrittenen Tatsache, dass Geschlecht meist eine problematische Rolle spielt, weil es benutzt wird, um Menschen auf bestimmte Klischees zu reduzieren, vertreten inzwischen Einige die Auffassung, es gehe

statt um ein „doing gender“ vielmehr um ein „undoing gender“ (Lorber 2004). „Undoing Gender“ meint nicht, dass Gender überflüssig werden soll oder etwa wieder Geschlechtsneutralität eingeführt werden soll. „To undo Gender“ zielt im ersten Schritt auf eine **Bewusstwerdung über die Konstruktion der Geschlechterdifferenz** und der damit einhergehenden stereotypisierenden Bewertungen. Im zweiten Schritt geht es um einen Abbau von geschlechterhierarchisierenden Kategorisierungen und Bewertungen und eine gleichstellungsorientierte Veränderung von Gesellschaft.

7. Gender und Gleichstellungspolitik

Gender spielt für die Gleichstellungspolitik eine erhebliche Rolle. Im historischen Rückblick zeigt sich, dass im deutschsprachigen Raum in der Gleichstellungspolitik über lange Jahre ausschließlich von „Frauen“ die Rede war. Zunehmend wurden dann Geschlechterverhältnisse, also „Frauen und Männer“, zum Gegenstand von gleichstellungspolitischen Maßnahmen. Mit dem Begriff Gender wird der Blick nun nochmals erweitert. Gender verdeutlicht, dass gesellschaftspolitische Fragen nicht auf „Frauenfragen“ reduziert werden können und dass es um mehr geht als um die Wahrnehmung von Unterschieden zwischen Frauen und Männern. Mit dem Begriff Gender als Ausgangspunkt von Gleichstellungspolitik werden vielmehr vielfältige Lebenslagen von Frauen und Männern angesprochen, die eben nie nur geschlechtsspezifisch sind, sondern immer auch im Zusammenhang mit nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit, Alter, Glaube bzw. Weltanschauung, „Kapazität“, also Behinderung oder Befähigung, oder mit sexueller Orientierung und Lebensweisen stehen. Genau darauf zielt die Strategie Gender Mainstreaming: Es geht es um die systematische Berücksichtigung von Gender auf allen Ebenen und von allen Akteurinnen und Akteuren, im Mainstream.

Wenn Gender Grundlage von Gleichstellungspolitik ist, entstehen neue Herausforderungen. Politik wird differenzierter, weil strukturelle Unterscheidungen und Ungleichheiten der Lebenssituationen von verschiedenen Frauen und Männern aufgezeigt werden und daraus Schlüsse für ein gleichstellungsorientiertes Handeln abzuleiten sind, ohne Geschlechterstereotype zu verfestigen. Dabei geht es um Ermöglichung, nicht um Vorgaben: Um

Veränderungen auch im Sinne individueller Lebensentscheidungen zu respektieren, ist es erforderlich, Menschen ihr Leben so leben zu lassen, wie sie es wollen – also möglichst unabhängig von ihrer Einordnung als Mädchen oder Junge. Das bedeutet immer wieder den Abschied von der Vorstellung, es gebe „natürliche Rollen“ für Männer oder für Frauen. Es bedeutet, gesellschaftlich oder auch juristisch darauf zu achten, dass das Geschlecht eines Menschen deren Leben nicht entscheidend prägen darf. Schließlich geht es aber auch darum, angemessener auf die Bedürfnisse der Menschen zu reagieren. Genau dazu kann Gleichstellungspolitik mit Bezug auf „Gender“ beitragen.

8. Gender-Kompetenz

Gender-Kompetenz ist die Fähigkeit von Personen, bei ihren Aufgaben Gender-Aspekte zu erkennen und gleichstellungsorientiert zu bearbeiten. Gender-Kompetenz ist eine Voraussetzung für erfolgreiches Gender Mainstreaming. Gleichzeitig wird durch die Umsetzung von Gender Mainstreaming neue Gender-Kompetenz erzeugt. Gender-Kompetenz setzt sich aus den Elementen Wollen, Wissen und Können zusammen:

Wollen

Das Wollen bezieht sich auf die Bereitschaft, gleichstellungsorientiert zu handeln. Die Motivation ist vorhanden, auf das Ziel Gleichstellung hinzuarbeiten und einen Beitrag zur Umsetzung von Gender Mainstreaming zu leisten. Dazu bedarf es einer individuellen Haltung bzw. eines politischen Willens, potenziellen Diskriminierungen entgegenzuwirken. Die Bereitschaft, sich für Gleichstellung einzusetzen wird auch öffentlich vertreten.

Wissen

Gender-Wissen bedeutet, ein Wissen über Lebensbedingungen von Frauen und Männern bzw. über die Wirkung von Geschlechternormen mit dem jeweiligen Fachwissen zu verknüpfen. Gender-Wissen wird dann zu einem integralen Bestandteil von Fachwissen, wenn die Bedeutung von „Gender“ in seiner Komplexität verstanden ist und grundlegende Erkenntnisse aus Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung/ Gender Studies bekannt sind. Gender-Fachwissen umfasst Informationen zu Gender-Aspekten im jeweiligen Sachgebiet und Handlungsfeld. Daten zu Geschlechterverhältnissen existieren bzw. die

Datenlücken sind bekannt und werden geschlossen.

Können

Die Umsetzung der Strategie Gender Mainstreaming setzt Fähigkeiten bei den zuständigen Personen und Ermöglichkeiten durch die Organisation voraus. Umsetzung heißt, die Zuständigkeiten sind festgelegt und es stehen Ressourcen sowie Fortbildungs- und Beratungsangebote zu Verfügung, GM im eigenen Arbeitskontext durchzusetzen. Methoden und Instrumente (Arbeitshilfen) werden angewendet, um Gender-Aspekte sowohl in Handlungsfeldern als auch in Sachgebieten zu identifizieren und, um die Arbeit gleichstellungsorientiert zu gestalten.

Weiterführende Literatur

Artikel „Intersexualität“, in: Kroll, Renate (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart 2002, S. 189-190.

Artikel „Androzentrismus/Androzentrismus“, in: Kroll, Renate (Hrsg.): Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart 2002, S. 10-11.

Baer, Susanne/ Kletzing, Uta: Strategien der Gleichstellungspolitik – Zur Debatte um Gender Mainstreaming, in: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 22, 4/2004, S. 3-18.

Brückner, Marion: „Re“- und „De-Gendering“ von Sozialpolitik, sozialen Berufen und sozialen Problemen, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 22.Jg., H. 2+3, Bielefeld 2004, S. 25-39.

Butler, Judith: Das Ende der Geschlechterdifferenz?, in: Huber, Jörg/ Heller, Martin (Hrsg.): Konturen des Unentschiedenen: Interventionen / Museum für Gestaltung Zürich. Basel; Frankfurt/M 1997.

Degele, Nina: Differenzierung und Ungleichheit: Eine geschlechtertheoretische Perspektive. In: Schwinn, Thomas (Hrsg.): Differenzierung und Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Frankfurt/Main 2004, S. 371-398.

Forscherguppe "Intersexualität - Vom Gen zur Geschlechtsidentität" an der Medizinischen Universität Lübeck

Gildemeister, Regine/ Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden.

Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i. Br. 1992, S. 201-254.

Gildemeister, Regine: Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung: Beispiel und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung, in: Buchen, Sylvia/ Helfferich, Cornelia / Maier, Maja S. (Hrsg.): Gender methodologisch, 2004, S. 27-45.

Knapp, Gudrun-Axeli: Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie „Geschlecht“, in: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Wiesbaden 2001, S. 54-74.

Lorber, Judith: Man muss bei Gender ansetzen, um Gender zu demontieren: Feministische Theorie und Degendering, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 22.Jg., H. 2+3, Bielefeld 2004, S. 9-24.

Scott, Joan W.: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, Claudia / Arni, Caroline (Hrsg.): Gender - die Tücken einer Kategorie: Joan W. Scott, Geschichte und Politik: Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott, Zürich 2001, S. 39-63.

West, Candance/ Zimmermann, Don H.: Doing Gender. In: Gender and Society 1 (2), 1987, S. 125-151.

Wetterer, Angelika: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen, in: Knapp, Gudrun-Axeli/ Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster 2003, S. 286-319.

Stand Juli 2006 / Erarbeitet von Sandra Smykalla